

Eia, Weihnacht

von Alfred Huggenberger

Der Maispacher stand im offenen Holzschöpflein und zersägte buchene Spalten zu kurzen Scheitklötzen. Von Zeit zu Zeit trat er an das herzförmige Guckloch hin, das aus einem Brett der niedrigen Seitenwand herausgeschnitten war, und hielt in gebückter Stellung scharfen Auslug nach der hartgefrorenen Güterstrasse, die über die baumreichen Gadmen-Wiesen und zwischen den obern und untern Haldenäckern durch nach dem Schachenholz hinausführte. Einmal, während er mit einem leichten Kopfschütteln an den Sägebock zurücktrat, brummte er halblaut vor sich hin: «Wenn ich dem heut nicht auf die Eisen komme, so freut mich die ganze Weihnacht nichts.»

Ganz wieder in die Arbeit und in seine Gedanken vertieft, bemerkte der Bauer nicht, dass seine Frau Marthe zögernden Schrittes vom Hause herübergekommen war und jetzt unschlüssig beim Scheitstock am Schopf eingang stand. Endlich wagte sie sich durch ein Hüsteln und ein paar schüchterne Worte bemerkbar zu machen: «Du, – Peter, hast du es vergessen? – – –» Der Angeredete sah sich kaum nach ihr um. «Bist schon wieder da!», sagte er unfreundlich, um darauf die Säge noch schärfer surren zu lassen.

Da trat die Frau sachte näher zu ihm hin. Ein Zug von bescheidener Entschlossenheit hatte sich unversehens in ihren Mundwinkel festgesetzt. Als er noch immer nicht von der Arbeit auf sah, wagte sie es, ihm mit kräftiger Hand die Säge festzuhalten.

«Also! Es fragt sich jetzt nur, ob du mir ein Bäumchen holen willst oder nicht. Wenn du keine Zeit hast, geh ich selber eins hauen.»

«So mach doch keine Spruch'!», lenkte Peter etwas begütigend ein. «Für ein Bäumchen hab ich dir noch jedes Jahr gesorgt, und wenn der Schnee bis dort über den Zwetschgenbaum hinausgereicht hätte. Das wär' das erste Mal, dass man durch unser Stubenfenster hindurch keine Weihnachten zu sehen bekäme. Aber wann die rechte Zeit ist, darüber weiss ich besser Bescheid.» Er dämpfte seine Stimme ein wenig und redete mit eindringlicher Gebärde auf die Frau ein: «Glaubst du, der Gadmenhofer drüben soll mir heuer wieder, wie letztes Jahr, das schönste Tännchen aus meinem jungen Aufwuchs im Schachenholz herauszwicken? Hat der in seinen zwei neugekauften Waldstreifen in der Rossweid und im Kiengarten nicht Christbäume zum Vergeuden? Ich sag dir – und da wird nicht geschnupft –, bevor ich halt den Gadmenhofer nicht ausrücken sehe, bleib ich da auf dem Anstand. Jetzt, wo keine Laus gross Schnee liegt, muss man so einem doppelt auf die Finger sehen.»

Da fasste die Maispacherin ihren Ehemann leicht am Wamsärmel und führte ihn unters offene Schopfförchen. Sie wies mit erhobenem Zeigfinger über die Baumgärten und Wiesen hin, wo ein Mann mit einer kleinen Handsäge unterm Arm vom Gadmenhof herkommend eben auf die Haldenstrasse einbog und nun langsam hinter einer neben dem Karrweg hinlaufenden Haselhecke verschwand.

Der Maispacher war ganz baff. Sein Gesicht zog sich merklich in die Länge. «Ist denn der aus einem Mausloch gekrochen? Oder bin ich vorhin bei der Luke dort blind gewesen? Natürlich, das hat man halt, wenn einen das Weibervolk mit seiner ewigen Drangsal nie bei der Stange lässt!»

Die Frau lächelte überlegen: «Deine Säge hat laut genug gekreischt; er hat schon die rechten Minuten in acht nehmen können!»

Der Bauer gab ihr nicht mehr Bescheid. Er hatte bereits die dicke Halbleinjoppe angezogen, die ihm beim Schaffen zu lästig gewesen war, und steckte nun die auf der Balkenschwelle bereit liegende kleine Fuchsschwanzsäge zu sich.

«Aber gelt, nicht bloss so ein verschupftes gelbes Ausschusstännli wie das letzte Jahr?», glaubte ihm Frau Marthe noch mahnend nachrufen zu müssen, während er dem Lattenhag entlang der Strasse zuschritt. Er drehte den Kopf im Gehen nach ihr um. «Etwas ganz Sauberes bring ich diesmal heim. Ist schon die längste Zeit ausgekundschaftet. »

Der Maispacher zog scharf aus. In kurzem war er auf Sehweite hinter dem Nachbar her. Es entging ihm nicht, dass dieser sich einmal verstohlen nach ihm umsah und hierauf langsamer zu gehen anfang. Und nun stand der Gadmenhofer sogar still und schien eingehend mit sich selber über etwas Rat zu halten.

«Ja, studier nur», sagte der Maispacher schadenfroh zu sich selber. «Studier nur, ob du rechts nach deinem Kiengarten oder links nach der Rossweid abschwenken wollest. Da vorn in meinem Schachenhölzlein ist's halt diesmal nichts!»

Der Gadmenhofer wandte sich nun richtig über die vom Frost gebannten Äcker nach dem schönen Jungwald im Kiengarten hinauf. Der Maispacher schritt gelassen geradeaus, ohne den andern ganz aus den Augen zu verlieren.

Während er dem Walde gemach näher kam, gingen ihm allerlei vernünftige Dinge durch den Sinn. Zum Beispiel, was das doch für eine schöne und wohlanständige Sache sei, den Christbaum im eigenen Holz zu hauen. Da brauchte man sich dann in der heiligen Nacht, wenn die Kerzlein so lieblich glitzerten und die Kinder um den schöngeschmückten Baum herum den Ringelreihen tanzten und «Eia, Weihnacht, Eia, Weihnacht!» sangen, keine heimlichen Gedanken zu machen, wie der, der sein Tännchen auf Schleichwegen ergattert, nur um seinem Jungwald nicht wehtun zu müssen. Ja, es konnte fast nicht anders gehen, der Gadmenhofer musste es im Stillen nachher selber als ein Glück betrachten, dass er ihn heute auf den richtigen, rechten Weg hingewiesen.

Mit Wohlbehagen sog der Bauer den starken und süssen Harzgeruch ein, den sein Wald ausströmte. Sein Herz freute sich am lieben Grün, am kräftigen, ebenmässigen Wuchs der jungen Tännchen, die schlank und zier vor ihm in Reih und Glied standen und ihn so vergnügt und weltzufrieden ansahen, als wollten sie ihm Dank sagen dafür, dass er sie in dieses freundliche Erdreich verpflanzt. Christbäume, lauter Christbäume! Man brauchte sich nur zu bücken und ein paar Züge mit der Säge zu tun! Nein, hier nicht! Um alles nicht! Der Maispacher strich bedächtig waldein. Er war seiner Sache sicher. Schon bei früheren Waldgängen im Sommer und Herbst hatte er sich ein schmuckes Tännchen angemerkt, das, von einigen starken Jungföhren überholt, voraussichtlich später nicht aufzukommen vermochte. Da ging es dann doch wirklich ohne die geringste Beschädigung des Bestandes ab.

Bei der Stelle, wo seit der letzten Weihnacht ein Glied in der Tannenreihe fehlte, blieb der Maispacher einen Augenblick stehen. Sein Gesicht verfinsterte sich, ohne dass er etwas dazu tat. Ob auch die entstandene Lücke sich mit der Zeit schliessen musste, es kam doch ein mässiger Zorn gegen den Gadmenhofer in ihm hoch; denn er wusste ziemlich genau, kein anderer als dieser war der Übeltäter gewesen. «Einen Stein werf' ich dir doch einmal dafür in den Garten!», sagte er im Weitergehen verbissen zu sich selber.

Das zum Weihnachtsoffer ausersehene Tännchen prangte in tiefstem Grün; es stand da, wie vom lieben Gott besonders zum Christbaum bereitet. Einzig in der drittobersten Astreihe fehlte ein Zweig, der aber leicht künstlich eingesetzt werden konnte. Der Maispacher schmunzelte bei dem Gedanken an das Lob, das ihm diesmal von seiner Frau zuteil werden musste. Ganz sicher, ihr Ehrgeiz durfte sich einmal sonnen in der Gewissheit, den schönsten Baum in ganz Steinachern zu besitzen.

Freilich, bei gründlicher Nachprüfung der Gelegenheit, wenn man sich die Sache von allen Seiten her noch einmal recht ansah, lag es doch nicht so ganz auf der Hand, dass das

Tännchen an seinem Platze überflüssig war. Man hätte statt seiner nach einigen Jahren vielleicht mit grösserem Vorteil fürs Ganze die etwas starkästigen Föhren weghauen können. Item – jetzt handelte es sich eben um einen Christbaum! Man konnte sich nicht hundertundeinmal anders besinnen. Der Maispacher nahm entschlossen die Säge in die Hand und machte die untersten halb mit dem dürrten Waldgras verstrickten Zweige weg, um Platz zu gewinnen. Dabei fiel ihm unversehens ein, dass dieses Tännchen seinem Jüngsten, dem Hansli, einmal in alten Tagen zwei Säglötze liefern würde.

Wie er hinkniete und die Säge ansetzte, war es ihm plötzlich, als hätte ihm jemand leise etwas ins Ohr hinein gesagt: «Du – – der Gadmenhofer wär' dir ja ein Tännchen schuldig! ... Du brauchtest es dir nur zu holen...»

Er stand auf und sah sich um. Nein, es stand wirklich niemand hinter ihm. Die Idee war ihm von selber gekommen. Und es liess 'sich eigentlich ganz gut darüber nachdenken. Hatte er nicht das grösste Recht, unbilligerweise enteignetes Gut zurückzunehmen? Vielleicht war er das sogar seinen Nachkommen schuldig, für die er seinen Wald zu hüten hatte, wie es andere für ihn getan...

Es dauerte nicht lange, so sah sich der Maispacher zu seinem eigenen Erstaunen auf dem wenig begangenen Waldweg, der vom Schachenholz nach der Rossweid hinüberführt. Er besass dort ein kleines Buchenwäldchen. Da war man ja für alle Fälle mit einer Ausrede bei der Hand. Man musste doch nachsehen, ob nicht diesen Winter ein Lichtungsschlag notwendig sei. Fast wie im Vorbeigehen sägte er in des Gadmenhofers schmalen Waldstreifen einen Christbaum ab. Die Wahl tat ihm dort kein bisschen weh; denn er fand, dass das Holz wirklich viel zu dicht stehe.

Er sah sich das Tännchen erst mit Musse an, nachdem er etwa zehn Minuten später wieder im Schachenholz auf seinem eigenen Grund und Boden stand. Die genauere Prüfung ergab, dass er sich ein wenig vergafft hatte. Ganz so gelb und dürrtig wie der letztjährige war der Baum ja nicht. Aber er hätte doch schon der Frau zulieb auf einen besseren sehen dürfen. Nun, wenn der Schmuck daran war und wenn die Lichter brannten, sah sich doch alles ganz anders an. Und am Ende – – – es wäre ja noch immer zu machen, dass er das ursprünglich ausersehene Tännchen " mitnähme...!

Dieser Gedanke setzte sich zusehends in ihm fest. Gewiss, er war seiner Frau das kleine Opfer doch schuldig. Aber als er sich den wohlbekanntten zwei Jungföhren näherte, gewährte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, dass der Platz neben ihnen leer war. Ein abgesägter Stumpf, mit Moos und Salweidenlaub flüchtig zugedeckt, bewies ihm bei näherem Zusehen, dass er sich nicht etwa in der Stelle geirrt hatte.

Während der Maispacher jetzt, das schwächliche Tännchen unterm Arm, dem Waldrand zustrebte, wagte er weder links noch rechts zu sehen. Es war ihm, als müsse er sich vor jedem unnützen Strauch schämen, vor jeder Brombeerranke, die er mit den Schuhen niedertrat. Er konnte zu seinem Holz gar kein richtiges Verhältnis mehr finden.

Fast gleichzeitig mit ihm trat drüben im Kiengarten auch der Gadmenhofer mit seinem Christbaum ins offene Feld heraus. Bei Kehlhofers grossem Nussbaum trafen die beiden zusammen und boten sich als anständige Nachbarn einen guten Abend.

«Hast auch den Jahreskehr gemacht?», fragte der Gadmenhofer. Das schlaue Lächeln, das sich gewöhnlich auf seinem Gesicht versteckt hielt, schien etwas lockerer zu sitzen als sonst. «Ja, man muss wohl dazu tun», gab der Maispacher möglichst gelassen zurück. «Es ist nun einmal der Brauch, dass am heiligen Abend ein Baum auf dem Tische steht.» Dabei musterte er mit einem scharfen Seitenblick des Nachbars schmuckes, dunkelgrünes Tannenbäumchen. Er erkannte es auf der Stelle. Schon an dem fehlenden Zweige in der drittletzten Astreihe. Aber er

hütete sich wohl, eine Bemerkung zu machen. Das boshafte Lächeln auf des Gadmenhofers Lippen hielt ihn ohne Weiteres davon ab.

Die beiden sprachen miteinander vom Wetter und dass es jetzt doch einmal Schnee geben sollte. Schon wegen der Klauenseuche, die sich unheimlich in die Nähe gemacht habe. Auch sei auf eine grüne Weihnachten immer ein weisses Osterfest gefolgt. Der Gadmenhofer meinte beim Abschiednehmen, mit dem alten Jahr sei jetzt nicht mehr viel los. Hoffentlich werde man sich auch im neuen verstehen und einander in die Hände schaffen wie bisher; es sei doch immer am besten, wenn sich zwei Nachbarn zusammen vertragen.

Die Maispacherin hatte kein Wort des Tadels für das dürrtige Tännchen, das ihr Mann heimbrachte. Aber während der wieder im Schöpflein Holz sägte, rückte sie ohne viel Umstände nach einem andern Christbaum aus. Es gab wohl einigen Unfrieden darüber; doch als dann am heiligen Abend die Lichter brannten und die Kinder um den schön geschmückten Baum herum den Ringelreihen tanzten und «Eia, Weihnacht, Eia, Weihnacht!» sangen, gestand der Maispacher seiner Frau unumwunden, dass sie recht getan und dass ihn das andere Tännli halt auch nicht so ganz gefreut hätte.

Abenteurer im Kirschbaum

von Alfred Huggenberger

Es gab und gibt auf der Welt viele Kirschbäume, aber so verlockend und halsgefährlich, so bubentreu und doch wiederum so aller wunderlichen Launen voll war keiner und wird kaum je einer zu finden sein, wie Stemmer-Gallis Süssshmeckler auf dem Kornwang. Er stand stolz und einsam am Ostrande der Hochflur und sah ohne jegliches Verlangen über die kargbegrasten Lehnen auf die Rütiwiesen hinab und nach dem Morgenwald hinüber. Denn er war da auf der Windschneide daheim und hatte da daheim sein wollen von allem Anfang an. Man erzählte von ihm, er sei als junges Bäumchen mit vielen andern schön in Reih und Glied auf einem nahen Äckerlein gestanden; doch habe er sich hartnäckig geweigert, gleich seinen Gespanen Schosse zu werfen und ein wohlbeschaffener Jungbaum zu werden. Er habe es vorgezogen, ein richtiges Krüppeldasein zu führen, bis ihn der Sohn seines Besitzers, der Stemmer-Xaveri, eines schönen Tages mit der Reuthacke zornmütig aus dem Boden gehackt und sein geschundenes Wurzelstöcklein hierauf mit verkehrten Gutwetterwünschen seitab auf einem mageren Hubel eingeschart habe. «Da magst du noch gar ausweben, du Undank, du Serbelknoten!» Das sei des Jungbauern Baumsegen gewesen.

Aber das Bäumchen habe sich dann auf seinem neuen Standort wie durch ein Wunder bald grün gemacht und habe die andern in kurzen Jahren an Sonnenglauben und Wachsbegeerte überholt. Der Stemmer-Xaveri, hiess es, sei nun dank der steingesogenen Kraft der Süssshmecklerkirschen fast hundert Jahre alt geworden; habe er doch noch in seinem vierundneunzigsten jeden Tag dreimal in der Krone des Baumes den Bauch voll Kirschen gegessen, bis er deren Steine unterm Kinn mit dem Daumen hätte betasten können. Mit Recht habe er sich immer gross gemacht, das sei das Gescheiteste von seinen gescheiten Werken gewesen, dass er den Süssshmeckler an seinen richtigen Platz getan. Das müsse man halt so gewissermassen im Gefühl haben, wo ein Baum hingehöre.

Zu meinen Bubenzeiten war der Süssshmecklerbaum im ganzen Umkreis bekannt und um seiner Stattlichkeit willen angesehen. Wenn ein Bauer auf schönem Heimwesen rückwärts kutscherte, pflegte man zu sagen, den hätte man halt auf den Hungerhubel verpflanzen sollen.

Auch seinen Eigensinn rechnete man dem Süssschmeckler hoch an. Er hatte die Gepflogenheit, in vollen Kirschenjahren mitunter zu feiern, wogegen er mit den Spätfrösten auf bestem Fusse stand und sich von ihnen keineswegs gefährden liess. So kam es, dass er nicht selten, wenn im ganzen weiten Bann kaum ein paar saure Weichselkirschen zu finden waren, wie vom Wunder gesegnet über und über voll glänzend schwarzer Früchte hing, ein Stelldichein für hungrige Vögel und ein wahrer Bubentrost. Denn damals waren die Kirschen noch in doppeltem Sinne vogelfrei; man brauchte es nur klug anzustellen und sich nicht erwischen zu lassen. Ja, so ein ergatterter Kirschenschmaus war nicht bloss ein Fest für Herz und Gaumen, nein, er trug überdies bei Kleinen und Grossen abenteuerumgoldete Ehren ein.

Aber auch in Jahrgängen, die mit dem Kirschentrost dermassen gesegnet waren, dass ein grosser Teil, besonders der kleinen Brennkirschen, unbegeehrt und ruhmlos am Zweig verdorren musste, blieb der Süssschmeckler auf dem Kornwanghubel, wenn er zufällig den Überfluss mehren half, der Mittelpunkt manches heimlichen Denkens und Trachtens. Das machte das Rühmlein, das über dem Baum schwebte, das machte die Würze seiner Frucht, der Glaube an deren lebensverlängernde Gesundheitskraft.

Mein Bruder hatte ihn den «Morgenbaum» getauft. Wir konnten jeweilen zur Zeit des Kirschenreifens von unserm Kammerfenster aus die Sonne hinter seiner Krone heraufsteigen sehen. Der Baum wurde dann viel grösser; es war ein Glühen und Leuchten in ihm, wie wenn er brennen würde. Da mussten die Kirschlein wohl auch etwas abbekommen.

Eines Sommers hatten wir Hofbuben den löblichen Beschluss gefasst, zu keinem einzigen fremden Baum zu Gaste zu gehen, als zum Süssschmeckler. Es gab in jenem Jahr weitherum Kirschen die Fülle. Auch nachdem unsere eigenen Bäume im Wiesgarten und am Zachenrain ausgeplündert waren, hätten wir keinen Mangel leiden müssen. Aber erstlich wohnte der Stemmer-Galli in dem fast eine halbe Stunde entfernten Steinachern und pflegte höchstens ein- oder zweimal täglich nach dem Baume zu sehen, und zum andern sprach auch die Ehrsucht ein Wörtlein mit. Denn es war nicht jedermanns Sache, den Süssschmeckler zu erklettern. Da musste einer manches Stücklein Kletterharz gegessen haben, bevor er diesen Stamm zu bezwingen vermochte.

Anfänglich nahmen wir die Zeit der Mittagsstunde wahr, wo weit und breit niemand auf dem Felde schaffte. Aber der Galli musste irgendwoher Wind bekommen haben, worauf uns denn nichts anderes übrig blieb, als dass wir uns mit dem späten Abend verbündeten.

So rückten wir also auch wieder einmal beim Zunachten aus, mein Bruder, Gottlieb Bräm und ich. Wir pirschten uns im Schutz der Nachtfrauhecke nahe an den Baum heran und spähten wie gewohnt aus sicherer Deckung, ob die Luft rein sei. Wir waren nur erst wenige Minuten auf dem Anstand, als von der Dorfseite her ein Mann auf den Baum zukam. Nach seiner Grösse und nach der Art, wie er beim Gehen die Arme schlenkerte, die Ellbogen nach aussen gerichtet, musste es der Stemmer-Galli sein. Er bückte sich und tastete mit der Hand die Kette ab, mit der die umgelegte Leiter an den Stamm festgeschlossen war, worauf er sich auf den Leiterbaum setzte und ein Pfeifchen anzündete.

«Der hat's allweg nicht eilig», flüsterte Gottlieb nach einer Weile, indem er sich behutsam auf den Rasen hinstreckte. Wir taten dasselbe und richteten uns auf eine Geduldprobe ein, zu der wir dann auch reichlich Gelegenheit bekamen. Das Gemeindehausglöcklein von Steinachern verkündete bereits die zehnte Stunde, und der Stemmer-Galli sass immer noch unbeweglich auf seiner Leiter. Wir glaubten bald, er sei eingeschlafen, als er unversehens aufstand und unter lautem Gähnen die Arme reckte. «Kraut und Kabis abeinander – hat mir am End' einer einen Bären aufgebunden?», sagte er halblaut zu sich selber. «Hä nu – probiert man's halt ein andermal. Ein ungeschlafener Mensch ist nur ein halber Mensch.» Er stoffelte noch ein wenig

unterm Baume hin und her, um dann endlich abzuziehen.

Gottlieb wollte ungesäumt ans Werk, doch hielt ihn mein Bruder zurück. «Nur gemacht, der Galli könnte Mucken im Grind haben!» Erst als wir uns vor Überraschungen ganz sicher fühlten, schlichen wir durchs taunasse Gras behutsam zum Baume hinüber. Gottlieb als der gewandteste Kletterer stellte sich als Aufstiegbrücklein an den Stamm, und wir halfen ihm nachher von oben so gut als möglich auch herauf. Auf bequemem Asthock schnauften wir dann erst ein wenig aus; denn jetzt kam die zweite, nicht etwa leichtere Arbeit.

Der weiss nur halb, was ein Baum ist, der nicht mit ihm um seinen Segen gekämpft hat. Es ist etwas Feindliches da, eine zähe, verschwiegene Abwehr. Der Baum mag für den Vorübergehenden noch so wohlverzweigt und harmlos aussehen, man bekommt eine ganz andere Meinung von ihm, wenn man sich nur erst einmal rittlings auf einen der waagrechten Seitenäste hinausarbeiten will, ohne die geringste Handhabe über und neben sich zu finden. Und dann erst die schräg aufragenden Tragäste der Nebenwipfel, an denen mitunter kaum ein zermürbtes Ästlein dem Fusse trügerischen Halt verspricht! Man vermag es oft kaum zu glauben, dass so ein mächtiges Baumgebäude einmal ein zarter Sprössling gewesen sei, den ein Kind hätte aus dem Boden reissen und fortwerfen können.

Der Morgenbaum war schon gar nicht für bequeme Faulenzer eingerichtet. Auch für den frechsten Kletterjungen hatte er manche harte Nuss zu knacken, besonders wenn man es zur Nachtzeit mit ihm zu tun hatte. Doch wir kannten uns auf ihm aus. Und wir wussten auch aus Erfahrung, dass er die schwere Arbeit wie ein König zu belohnen pflegte. Wer könnte sich etwas Feineres ausdenken, als so in einer Astgabel zu sitzen und zu schmausen, bis selber die Seele genug hat!

Wie immer, hielten wir der Höhe zu, wo keine Leiter hinreichte. Es ging uns so herrlich, dass wir den kleinen Aufschub bald vergessen hatten. Die Kirschen hingen uns förmlich in den Mund hinein, ganze Büschel, ganze Trauben. Und wie sie schmeckten, so zum Schmelzen weich und ausgereift! Es war, als ob der Sommer all seine Mühe an diesen Baum verschwendet hätte.

«Der Galli sollte eigentlich der Sonne Trinkgeld geben», sagte Gottlieb Bräm fast überlaut. «Bsst!», verwarnte ihn mein Bruder. Er wollte irgend etwas gehört haben. Wir hielten uns eine Weile mäuschenstill. Plötzlich vernahmen wir vom nahen Ackerweg her das Geräusch von Schritten. Es kam jemand gemächlich auf unsern Baum zu. Durchs Geäst hindurch konnten wir wahrnehmen, dass unten ein Streichhölzchen angefacht, aber vom leichten Nachtgesäusel gleich wieder ausgelöscht wurde.

«Kraut und Kabis abeinander – grad das letzte!», kam es mürrisch herauf. Aus dem Ton der Stimme und aus der sonst wenig gebräuchlichen Redensart zu schliessen, stand der Stemmer-Galli wieder unten.

Wir waren im Stillen jeder für sich der Überzeugung, dass er von unserem Vorhandensein keine Ahnung habe. Uns wahrzunehmen war ihm in der Dunkelheit unmöglich. Wir brauchten uns einfach nicht zu vermucksen; dann konnte er wieder abziehen wie das erstemal.

Also, wir warteten unbeweglich. Und der Stemmer-Galli wartete auch. Das Warten schien ihm eine göttliche Sache zu sein, was bei uns dreien schon weniger der Fall war, besonders da es für uns keine Möglichkeit gab, uns gegenseitig auch nur durch ein windiges Wörtlein zu verständigen.

Aus der halben Stunde wurde eine ganze; es blieb alles beim alten. In Steinachern schlug es zwölf Uhr, abgehackt und doch freundlich wie immer: Pämm – pämm – pämm ! – – Der Stemmer-Galli grumste ein wenig unterm Baum und räusperte sich, als wollte er sagen: «Ja, ich habe es gehört. Schon gut!» Mein Sitz in der Astgabel kam mir mit der Weile unbequem vor. «Die andern müssen sich auch schicken», dachte ich. Und sie schickten sich, ich hörte nicht

das leiseste Geräuschlein von ihnen.

Wiederum eine Stunde. Unser Sünderglöcklein schlug Eins. Da kam plötzlich eine Stimme zu uns herauf. Wir mussten uns wahrhaftig im ersten Augenblick besinnen, ob es nicht die Stimme des allwissenden Gottes sei; sie kam aber ohne allen Zweifel von unserem bewachten Wächter her: «Ihr könnt dann so allgemach herunterkommen, wenn's euch passt! ...» Keiner von uns rührt sich. Nach einer Pause kommt die Stimme wieder herauf, nichts weniger als streng, eher wohlwollend und leutselig: «Meint ihr, ich hab' etwas gegen euch? Da wär' ich wohl dumm! Esst doch Kirschen, soviel ihr in die Haut hineinbringt, ihr braucht bloss zu sagen: Es tut mir leid!» Alle drei miteinander schön laut und deutlich: «Es – tut – mir – leid !»

Schweigen im Baume. Wie hatte er denn herausgebracht, dass wir unser drei waren?

Wieder nach einer Pause fragte der Galli gelassen: «Habt ihr Kratten bei euch?»

Schweigen im Baum.

«Habt ihr Zweige abgebrochen?»

Schweigen. Gottlieb setzt sich auf seinem Astsitz bequemer zurecht, ich desgleichen. Es schwebt etwas wie ein heimliches Kommando über uns: Solang der Zeit hat, haben wir auch Zeit ...

Der Stemmer-Galli spazierte unterm Baume hin und her, wahrscheinlich um sich des Schlafes zu erwehren. Das dauerte ein gute halbe Stunde lang. Dann setzte er sich wieder auf den Leiterbaum.

«Kraut und Kabis – wenn ich nur wenigstens rauchen könnte!», brummelte er bei sich selber.

«Hat vielleicht einer von euch zufällig Zündhölzchen im Sack?», fragte er fast bittend herauf.

Keine Antwort.

«Mit so einem Taubstummverein hat man allerdings nicht viel Kurzweil», meinte der Galli jetzt launig. «Da muss alleweil einer allein schwatzen. Aber mir fällt das Maul nicht ab. Ich kann euch schon ein bisschen unterhalten, damit es schneller Morgen wird. Habt ihr vielleicht schon davon gehört, wie mein Grossvater den Süssschmeckler da auf diesen Platz gepflanzt hat? Das muss man nämlich wissen, die Kirschen sind nachher noch einmal so gut, schon wegen dem Glauben.»

Und nun erzählte er uns gemächlich und weitläufig die Geschichte des Baumes, schier von den ersten zwei Keimblättchen an. Wir kannten sie ja auswendig und merkten immer, wo der Galli am stärksten log; aber den Umständen gemäss unterbrachen wir ihn nie. Selbst die kühne Behauptung, seinem Grossvater hätten punkto Verstand zweiundzwanzig Gemeinderäte samt den dazugehörigen Weibern die Stange nicht gehalten, liessen wir stillschweigend gelten; wir mussten nur immer über seine göttliche Aufgeräumtheit staunen und über die boshaften Witze, die er geschickt einzuflechten verstand.

«Habt ihr vielleicht wieder lange Zeit?», fragte er nach einer Kunstpause. «Wenn's euch recht ist, so will ich gern auch noch berichten, wie der Mauser-Jogg und der Viehhändler Kleiner eine Mass Wein abzwickten. Die zwei, der Jogg und der Kleiner, haben im Traubenwirthshaus miteinander eine Mass gewettet, ob der Kirchdorfer Käsbissenturm vom Unterwind oder vom Oberwind umgeweht würde. Den Wein haben sie getrunken, aber auf die Zeche muss der Wirt solange warten, bis man weiss, wer die Wette verloren hat. Ja, früher, wo man noch nicht geschult gewesen ist, sind noch gescheite Sachen die Menge passiert. Es kommen mir bloss nicht alle zugleich in den Sinn. Nun, ihr habt es ja nicht eilig, da kann ich schon noch dies und das ausstudieren.»

Wieder eine längere Pause. Da platze Gottlieb Bräm zu unserem Schrecken erstmals heraus: «Ich habe dann also drei Zündhölzchen.»

Der Stemmer-Galli kommt in eine heftige Erregung. «Was? Du hast Feuer und sagst mir's

nicht? Du Racker, du Unkraut, du Saulümmel! Jetzt muss ich mir Geschichten aus dem Grind herauspressen bis auf tausend, nur damit ich das verfluchte Laster des Tubakens vergessen kann – und du hast derweil Zündhölzchen im Sack! – Augenblicks mach dich herunter, oder soll mich der Güggel picken, ich hol' dich an den hinteren Beinen herab! – Hei, vorwärts! Wird's bald? Oder meinst du am Ende gar, ich tue dir etwas wegen den paar Kirschlein? O je – da können meinethalb sämtliche Engel mit ihren Verwandten kommen, ich würd' ihnen noch Musik machen unterm Baum! Ich hab' doch bloss einzig herausbringen wollen, wer von uns die grössere Geduld hat, ihr oder ich.»?

«Ist es euch aber auch richtig Ernst mit dem allem?», fängt der Gottlieb ziemlich beherzt zu unterhandeln an.

«Kraut und Kabis abeinander – wenn ich etwas sage, so gilt es, wie wenn's vom Notar verschrieben wäre!»

«Jaa – – und dann die andern? ...»

«Löffelzeug – den andern geschieht im Himmel und auf Erden nichts!», schwört Galli ohne Bedenken. «Kein Haar wird ihnen gekrümmt. Aber tubaken will ich jetzt, und nicht in drei Wochen. Besinn dich wohl; noch vier Minuten, nachher steh' ich für nichts mehr gut: Verzeigt müsst ihr sein, ihr Leckersschlingelwar!» Und er nannte uns alle drei beim Namen. «Ich hab' das sonst nicht im Sinn gehabt, beimeid nicht, schon euren Alten zulieb», fuhr er fast wohlwollend weiter. «Aber wenn ihr's nicht anders haben wollt – nun gut! Erkennt hab' ich euch, wenn jemand darnach fragen sollte, schon an der Manier, wie ihr auf den Baum geklettert seid; ich hab' euch nämlich vorher einmal bei Tag zugeguckt. – So, und jetzt zähle ich leise für mich auf fünfzig. Macht, was ihr für gut findet, das ist ganz eure Sache.»

«Wollen wir's nicht wagen? Der Gescheitere gibt nach», flüsterte mir Gottlieb zu, bereits so gut wie entschlossen. Er machte sich, ohne meinen Bescheid abzuwarten, daran, von seinem Hochsitz auf ein tieferes Stockwerk abzurutschen, und wir folgten zögernd nach, von Siegesgefühl keine Spur.

«21 – 22 – 23 – 24 ...», zählte Galli unten überlaut mahrend; nachher verschluckte er die Zahlen wieder.

Nun waren wir unten bei der Altwurzel angelangt; aber keiner wollte den Anfang machen. Der Stemmer-Galli sagte zu unserer Aufmunterung wiederum ein paar Zahlen zwischendurch laut her, und zwar in steigendem Ton: «42 – 43 – 44 - ...» Da liessen wir uns denn, einer nach dem andern, vom untersten Ragast auf den Rasen hinuntergleiten. Gottlieb beeilte sich, an seinem Hosenboden ein Streichholz anzufachen und es dem Galli in der hohlen Hand hinzuhalten. Der nahm den Dienst wohlgefällig an und sog und schmauchte mit Schlemmerbehagen.

«Kraut und Kabis – so gut hat mir jetzt schon lange kein Pfeifchen mehr geschmeckt», sagte er mit boshafter Anzüglichkeit. «Und dass ihr denn also nicht auf der falschen Fährte seid: Ich habe nun das göttliche Recht, euch vor den Gemeinderat zu bringen, denn als der erste von euch seinen Ast losliess, war ich mit Zählen bereits auf 53. Was sagt ihr dazu?»

Wir sagten nichts dazu. Gottlieb räusperte sich zwar einigemal, doch er brachte seinen Protest nicht heraus.

Galli weidete sich eine Weile an unserer Verblüffung, worauf er uns grossmütig beruhigte:

«Habt keine Angst, ich sprengte euch nicht vor die Herren. Das sind auch frühere Kirschenbuben, ich will sie nicht in Verlegenheit bringen. Überhaupt, der Abend freut mich. Haben wir uns nicht unterhalten wie die Fürsten? Die reinste Kinderlehre. Der Baum gilt mir jetzt noch einige Nummern mehr als vorher. Es muss doch etwas Besonderes an ihm sein, dass es euch Buben ein halbe Nacht lang so herrgottenwohl sein kann auf ihm, ohne dass einer ein Kirschlein isset.»

Nach diesen Worten holte er unversehens aus und versetzte dem unmittelbar vor ihm stehenden Gottlieb Bräm eine ziemlich gesalzene Ohrfeige, entschuldigte sich jedoch fast gleichzeitig in verbindlichster Weise: «Nicht übelnehmen, gell! Es tut mir im Ernst leid! Aber ich bin dir dies schuldig gewesen, weil du mir die Zündhölzchen so lange verheimlicht hast. Ich hab' dir, wenn du dich recht besinnst, weiter nichts zugesagt, als dass dir wegen den Kirschen nichts geschehen würde. Und jetzt wünsche ich euch einen kurzweiligen Heimweg und recht angenehme Ruhe.»

Er hielt jedem von uns die Prätze hin; die war wie ein Wurzelknollen anzufühlen. Er wäre leicht in der Lage gewesen, der Kinderlehrstunde einen viel unfreundlicheren Ausgang zu geben. Wir zogen den Abschied nicht unnötig hinaus, sondern trollten uns unserer Wege, was der Galli seinerseits auch tat. Als wir uns ausser Schussweite fühlten, stand mein Bruder plötzlich still und hielt auch uns an. "Der hat uns aber anders am Seil herabgelassen!», sagte er ärgerlich. «Von Rechts wegen – ja, wenn's auf mich ankäme, so wollten wir noch ein Halbstündlein daransetzen. Ich glaube, es hat ihn etwas heimgetrieben, sonst hätte er es nicht auf einmal so eilig gehabt.»

Der Reiz des Wagnisses war zu gross, als dass wir ihm hätten widerstehen können. Nach kaum zehn Minuten sassen wir wieder auf dem Baume, jeder an seinem Platz und führten den unterbrochenen Schmaus mit grosser Genugtuung zu Ende. Diesmal wurden wir nicht gestört. «Soviel Kirschen hab' ich noch nie im Bauch gehabt», sagte Gottlieb Bräm beim Abstieg ächzend. «Aber ich hab mir halt besonders Mühe gegeben mit dem andern. Man sollte eigentlich immer auf jeder Seite eine Watsche bekommen; ich meine manchmal, mein Kopf stehe noch jetzt ein bisschen schief.»

Viele Jahre später habe ich den Stemmer-Galli einmal am Wirtstisch an den Abend erinnert und ihm auch das Schlussergebnis seiner erzieherischen Bemühungen nicht verhehlt. «Das hab' ich ganz genau gewusst, dass euch der Schelm noch einmal reiten würde», gab er mir lachend zurück. «Aber erstlich musste ich an jenem Morgen um zwei Uhr mit dem Nachbar Strehler zum Streuemähen ausrücken und zum andern hab ich euch die paar Kirschlein von Herzen gegönnt.»

Jaköblis Weihnachtsbaum

von Alfred Huggenberger

Ich erinnere mich noch gut, wie ich als fauler, nichtsnutziger ABC-Schütze von meinem Onkel Xaveri bei jeder Gelegenheit mit unermüdlichem Drängen Geschichtlein erbettelte und immer neue und noch schönere zu erpressen suchte, bis er manchmal ein wenig in die Sätze kam und mich einen kleinen Zwänggrind schalt. Dann sagte ich, ich wolle ja gerne ein Zwänggrind sein, wenn ich nur mein Geschichtlein erzählt bekäme und so fort; ich wusste schon, dass er zuletzt immer nachgeben und mir zu Willen sein musste.

Von seinen Fuchs-, Wolf- und Hasengeschichten weiss ich heute keine einzige mehr. Auch auf die vom alten Rosshaniss kann ich mich nur dunkel entsinnen, der vierzig Jahre lang auf einem Stelzfuss gehen musste, weil er seinem braven Pferd einmal zu viel aufgeladen und ihm dann drüben am steilen Rennenstoss so lange mit der Peitsche zugesetzt hatte, bis es den Verstand verlor und ihm ein Bein unterm Leibe wegschlug.

Aber eine kleine Weihnachtsgeschichte ist mir sonderbarerweise bis aufs Tüpflein geblieben. Vielleicht wegen des nachdenklichen Schlusswortes, oder weil sie der Xaveri besonders

eindringlich erzählte. Am ehesten aber wohl deshalb, weil es keine erfundene Geschichte ist, sondern eine, die sich in Tat und Wahrheit zugetragen hat.

Auf einem sommerlichen Waldgang hat der Xaveri sie uns zum besten gegeben, mir und seinem Buben Hans. Ganz ohne Drängen ist es diesmal abgegangen; ich brauchte bloss eine kleine Andeutung zu machen, und schon hat er vergnüglich zu erzählen angefangen:

Ich hab einmal ein Bublein gekannt, hat Jaköbli geheissen und ist von der Armenpflege bei einem Bauern da im Dorf unten verkostgeldet gewesen, weil es ohne Vater und Mutter war. An einem Weihnachtsmorgen, früh vor Tag, stand Jaköbli mit plattgedrückter Nase am Fenster eines Nachbarhauses und sah sich die Herrlichkeiten des Weihnachtsbaumes an, der drinnen auf einem niedrigen Tischchen mitten in der grossen Stube stand. Der winterliche Biswind hauchte ihm Hals und Backen an; er schnüffelte unverschämt in die geflickten Hosensäcke hinein, in denen Jaköblis geballte Fäustlein steckten.

Aber der empfand die Kälte nicht. Er musste nur sehen und staunen. Staunen, was aus dem bescheidenen Tannenbäumchen über Nacht geworden war, das Brunnhofers Knecht Peter gestern Abend vor seinen Augen droben im Geissholz aus dem jungen Wuchs herausgehauen. Wie hatte die Brunnhoferin mit ihren klobigen Händen in wenigen Stunden so etwas zustande bringen können! Denn das Bäumchen war wie von einem silbrigen Regen umflossen, und die vielen Kerzenlichter auf den Zweigen spiegelten sich in roten, grünen und goldenen Kugeln wieder, so dass ihrer unzählige wurden und man sich ordentlich auf sein bisschen Verstand besinnen musste. In dichten Zweigverstecken sass unter Mandelschnitten und Lebkuchenherzen schöne gelbe Wachsvögelein vergnüglich in sattgrünen Moosnestchen; und zuoberst auf dem Gipfel drehte sich die fünffarbige Zauberlaterne, bald in blau – rot – violett ... Jaköbli hätte darauf geschworen, bei jeder Drehung käme eine neue, noch nie gesehene Farbe zum Vorschein.

Eines war ihm schier unverständlich: die unumschränkte Besitzerin des Wunderbaumes und aller seiner Schätze, die kleine Brunnhofer-Anni, konnte jetzt in der Ofenecke sitzen und mit zarter Hingabe eine alte, einarmige Puppe wiegen und in den Schlaf singen:

Bäbi, tue dini Äugli zue,
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh!
Übers Johr, dänn si mer rych,
Muescht en Christbaum ha wie-n-ich.
Schlofe, Bäbi, schlofe!

Unversehens hatte die Kleine nun das Gesicht im Fensterrahmen entdeckt und fuhr aus ihrem Winkel auf. – «Äh – der Jaköbli, der Jaköbli!» Da duckte sich der erschrockene Lauscher unwillkürlich fast bis auf die Steinfliesen nieder, die rings um das stattliche Haus herumliefen und machte sich hierauf flink über die gefrorene Strasse hinweg nach Kollers Viehstall hinüber, wo die halbblinde Laterne nach wie vor am Nagel hing und ihn jetzt aus russigen Scheiben vorwurfsvoll anblinzelte. «Wo steckst du denn, Taugenichts? Weisst du nicht, dass du ein Gemeindebublein bist und für dein Essen und deine Höslein etwas schaffen musst? Hurtig, oder ich verklatsche dich bei der Kollerin!»

Jaköbli griff mit seinen frierenden Händlein eilig nach Striegel und Bürste. Er freute sich der wohligen Wärme im Stall, darin er nach und nach wieder aufzutauen begann. Er freute sich der gehabten Augenweide, die sein Herz mit einem wunderlichen Gefühl heimlichen Reichtums erfüllte, wie er denn nicht eine Sekunde daran dachte, das Anni um sein Glück zu beneiden. Wenn er den Baum nur hin und wieder verstohlen ansehen durfte! Das Rind Weisshorn, dem er sonst jeden Morgen besonders guten Tag sagte, und dem er gern verstohlen etwas von seinen kleinen Sorgen und Anliegen vorplauderte, wandte sich mit fragenden Glotzaugen nach ihm

um: «Hast du mich vergessen?» Er streichelte ihm den Hals und sagte laut: «Ja, – wenn ich dir halt das erzählen könnte! ...»

Jaköbli versäumte nicht, jeweilen beim Zunachten, wenn drüben die Kerzen brannten, für ein paar Minuten hinüber zu schleichen und seine Seele am Anblick des Wunderbaumes zu erlaben. Nach und nach kam es ihm vor, als ob das zarte junge Tännchen, das er nun nicht mehr, wie zuerst, um seines frühen Todes willen bedauern konnte, von allem doch das Lieblichste wäre. Was hätten auch die vielen Kerzlein, der Silberregen und die Wachsvögelchen für sich allein anfangen wollen?

Aber eines Abends blieb das wohlbekannte Fenster drüben dunkel und tot. Als Anni am Morgen den Vögeln Futter streute, machte sich Jaköbli an sie heran und fragte bescheidenlich, aber mit klopfendem Herzen, was denn mit dem Christbaum wäre.

Sie lachte überlegen. «Ja – was bist du für ein Dummer! Glaubst du, es könne das ganze Jahr Weihnacht sein? Das Christkindlein hat alles heimgeholt, was man nicht essen kann. Übers Jahr, da bringt es die Sachen wieder, mit einem neuen viel grösseren Christbaum. Ein gutes Gedächtnis muss es schon haben und recht viele Schachteln und Schränklein, dass es nicht ein allereinziges Mal auch nur eine Glaskugel verwechselt oder ein Nestvögelchen.»

Jaköbli schüttelte nachdenklich den Kopf. Er kam da nicht recht mit. «Jaa – und der schöne Tannenbaum – was soll denn aus dem werden?», fragte er endlich bedrückt.

Doch als er sich nach Anni umsah, trippelte das Kind bereits schnellfüssig dem Hause zu und verschwand hinter der schweren, eichenen Türe, aus der gleich darauf Knecht Peter trat, ein zerzaustes, schäbiges Tännchen in der Hand, von dessen Zweigen schon viele Nadeln abgefallen waren. Er tat ein paar Schritte auf die Hofreite hinaus und warf das Bäumchen mit verächtlicher Gebärde in weitem Bogen auf den neben der Scheune aufgeschichteten Haufen Reisigäste, auf dem es sich mehrmals überschlug, um zuletzt in elender Hilflosigkeit wieder herab und bis hart an den Rand der nahen Mistgrube zu kollern.

Da lag nun das Bäumchen einen ganzen, lieben Tag, verschupft und verachtet. Jaköbli musste immer wieder von seinem Scheitstock aus hinübersehen. Kam denn niemand, es zu erlösen und wieder ein ganz klein wenig zu Ehren zu ziehen?

Am Abend, als es bereits ordentlich dunkel war, nahm er sich ein Herz und tappte vorsichtig nach dem Scheunenplatz hinüber. Und es war ihm, als ob das Tännchen bittend die Zweige zu ihm emporstrecken würde. «Hilf mir Jaköbli, hilf mir, ich bin allen Leuten zum Gespött! Und ich fürchte mich so vor der gräulichen Grube!»

Da machte er sich mit emsiger Hast daran, eine Anzahl der dichtverzweigten Tannenäste vom Haufen zu reissen und beiseite zu legen. Er wollte dem armen Tännchen eine Art Schlupf und Nest schaffen und es dann sorglich und behutsam zudecken, damit es sich nicht mehr zu schämen und Angst zu haben brauche.

Wie er so an gar nichts Ungutes dachte, fühlte er sich plötzlich von einer rauhen Hand am Kragen gefasst und derart grob hin- und hergeschüttelt, dass er vor Schrecken und Schmerz laut aufschreien musste. In sein Kreischen hinein fuhr die hölzerne Stimme von Brunnhofers Knecht Peter: «So, da haben wir ja den Holzschelm endlich doch erwischt! Wart, Lausbub, dir wollen wir das Lederzeug anstreichen!»

Es half nichts, dass Jaköbli verzweifelt seine Unschuld beteuerte, er bekam Klaps um Klaps, und als er sich endlich glaubte losgerissen zu haben, da hatte ihn richtig seine Meistersfrau, die Kollerin, am Ärmel, die auf den Lärm hin auch herübergekommen war. Sie versicherte dem mit der Laterne in der Hand unterm offenen Scheunentörchen stehenden Brunnhofer mit einem unendlichen Schwall von Worten, dass der Schlingel auf Ehre und Eid von sich aus auf die Idee gekommen sei, rein aus angeborener Stehlsucht, und dass sie sich als eine rechtschaffene

Frau in den Erdboden hinein schämen würde, so ein anvertrautes Geschöpfli zu etwas Unrechtem anzuhalten. Aber das habe man halt mit derlei herumgeschlagenen Gofen; während man ihnen mit vieler Mühe das Recht tun beibringen wolle, komme man selber noch mit ihnen um Ehr und guten Namen!

Zum Schluss sollte der Jaköbli nun bekennen, nichts wie bekennen.

Aber er bekannte nicht; und weil jeder seiner Versuche, sich zu rechtfertigen, einfach im Lärm verloren ging, gab er sich zuletzt gar keine Mühe mehr. Er liess alles Unrecht, auch die Schläge der ob seiner Verstocktheit immer härter aufgebrachten Kollerin, wie ein böses Wetter über sich ergehen, versäumte aber daneben nicht, die erste beste Gelegenheit zum Ausreissen flink beim Schopf zu fassen. Er drückte sich um die Schopfecke herum und verbarg sich weit droben in den Baumgärten in einem alten Geschirrhäuschen.

Während die Lichter im Dorfe allmählich zu erlöschen begannen und ihm die Kälte immer härter zusetzte, schlich er sich in Brunnhofers leeren Schafstall hinab, dessen Gelegenheit er kannte. Er hörte ganz gut, wie die Leute draussen nach ihm fragten und mit einiger Besorgnis nach ihm suchten; aber er hätte um keinen Preis den Mut gefunden, zu ihnen hinauszugehen.

Er liess sich auf einen Strohbund nieder und sann und kämpfte mit der grossen Not, die wie ein Alb auf seiner Seele lag. Wenn er nach Hause ging, schlug ihn der Koller halb tot. Und wenn er am Morgen die schwere Milchtanse zur Käserei trug, riefen alle Dorfkinde «Holzschelm, Holzschelm!» hinter ihm her. Vielleicht sogar das Anni ...

An keiner leisen Hoffnung und an keinem rettenden Gedanken vermochte er sich für Augenblicke aufzurichten. Lichtlos und traurig lag sein Weg vor ihm. Er sah sich verschupft und verachtet, immer und von allen ...

«Wenn ich nur sterben und zu meiner Mutter in den Himmel kommen könnte!» Auf diesem heissen Wunsch ruhte er zuletzt ein wenig aus. Ja, er fasste sogar die Möglichkeit von dessen Erfüllung allgemach ins Auge. Er hatte in der Schule die Geschichte von zwei Kindern gehört, die sich im tiefen Winterwalde verirrt hatten. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, waren sie unter einer Tanne eingeschlafen und am Morgen tot aufgefunden worden. Und der Lehrer, der es doch wissen musste, hatte erzählt, dass die Kinder von allem nicht das Geringste gemerkt und keinerlei Schmerzen empfunden hätten. In kurzem war Jaköblis Entschluss gefasst. Sobald im Dorf alles still und dunkel war, wollte er sich in den Wald hinaufmachen, so weit ihn die Füsse trugen. Wer weiss – vielleicht, wenn er jetzt noch einmal recht schön betete ...

Und er sagte leise seine Sprüchlein her, alle, die er kannte; so gläubig und inbrünstig, wie er es lange nicht mehr getan hatte. Darüber fielen dem müden Knaben die Augen zu, und er schlief unvermerkt ein.

Sein Schlaf war aber nicht ein süsser, seliger Kinderschlaf; ein sonderbarer Traum beunruhigte seine halbwache Seele. Das arme verachtete Weihnachtsbäumchen stand vor ihm. Und dann war es doch wieder kein richtiges Bäumchen, es hatte ein Gesicht und konnte reden? «Trag' mich fort in den Wald», bat es eindringlich. «Mein Wurzelstock weint nach mir. Ich will eine grosse Tanne werden, so hoch wie ein Kirchturm!»

«Ja, ja, ich komme!», sagte Jaköbli ganz laut. Und er richtete sich traumhüptig auf, nicht wissend, was er tat. Mehr schlafend als wachend tastete er sich nach der angelehnten Türe. Er stapfte auf dem knirschenden Hartschnee des schmalen, ausgeschaukelten Pfades nach dem Hofraum hinab, nahm das immer noch hilflos am Rand der Dungstätte liegende Weihnachtsbäumchen auf die Schulter und watete mitten durch den knietiefen Schnee die Wiesenhalde hinauf dem schwarzen Tannenwalde zu, immer noch halb vom Traum umfungen, ohne klares Bewusstsein. Der Schweiss tropfte ihm von der Stirne; sein Atem ging mühsam. Und es dünkte ihn, dass das Bäumchen auf seiner Achsel nach und nach schwerer würde.

«Gottlob!», keuchte er, als er endlich den Waldrand erreicht hatte. Aber das Bäumchen war noch nicht zufrieden. «Weiter hinauf!», bettelte es. «Hier kann ich nicht sein, die grossen Bäume würden mich mit ihrem Schatten erdrücken! Ich muss bei meinen Schwestern und Brüdern leben! Bitte, bitte!»

Jaköbli nahm alle seine Kräfte zusammen und versuchte es noch einmal. Er war jetzt auf Augenblicke ganz wach und besann sich genau auf den Platz droben im Geissholz, wo das Tännchen gestanden hatte. Aber in seinem Eifer, den nächsten Weg zu finden und damit seine grosse Mühsal zu verkürzen, verlief er sich erst recht, also, dass er in kurzem gar nicht mehr wusste, wo er war und sich ohne Ziel und Richtung weiterschleppte, nur noch von einer dumpfen Not getrieben, bis er zuletzt am Ende seiner Kräfte war und auf einer Waldlichtung erschöpft hinsank, um allsogleich wieder in Schlummer und Traum zu verfallen.

Mit merkwürdig klaren Sinnen konnte er jetzt wahrnehmen, wie das Tännchen neben ihm sogleich Wurzeln schlug, wie es vor seinen Augen langsam emporwuchs und in glückhaftem Gedeihen Ast und Wipfling trieb. Und unversehens war es ein grosser, mächtiger Weihnachtsbaum, mit hundert und hundert Kerzenlichtern übersät, also, dass der Wald ringsum von der gelben Helle wunderbar erfüllt wurde. Am Stamm des Lichterbaumes aber sass Brunnhofers Anni; sie wiegte ihre einarmige Puppe in Schlaf und sang dazu:

Bäbi, tue dini Äugli zue,
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh!
Übers Johr, dänn si mer rych,
Muescht en Christbaum ha wie-n-ich.
Schlofe, Bäbi, schlofe!

Die Helligkeit trat so nahe und so grell vor Jaköblis Sinne, dass er darob aufwachte. Wie er sich mit steifen Fingern die Augen ausrieb, nahm er wahr, dass der alte Brunnhofer, Annis Grossvater, mit brennender Laterne dicht neben ihm stand.

Der Brunnhofer hielt ihn mit gelassener Überlegenheit fest. «Nu gstät, Buebli, nu gstät!», sagte er. Doch der Ton seiner Rede war weich und freundlich, und Jaköbli verlor sogleich etwas von seiner grossen Angst.

Der Bauer führte ihn am Händlein nach der gebahnten Waldstrasse hinüber und ins Dorf hinab. «Man tut dir nichts; du musst dich nicht fürchten», redete der sonst Wortkarge dem noch immer zögernden Knaben wiederholt zu. «Sei froh, dass ich noch einmal nach dir suchen ging, und dass die Stapfen im Schnee mir deine Spur gezeigt haben. Sonst wärest du am Morgen tot.»

Das verschneite Dorf lag im tiefen Schlofe; nur die Fenster des Brunnhofes waren noch freundlich erhellt. Als die beiden Nachtwanderer in die warme Stube traten, kam ihnen die Bäuerin, die wartend am Tisch gesessen, mit einem leisen «Gottlob» entgegen. Stillschweigend setzte sie dem Knaben warme Milch und Brot vor und hiess ihn essen.

«Hest, wir haben schon gefürchtet, es sei dir in der kalten Nacht etwas zugestossen», sagte sie nach einer Weile. «Das wäre dann recht traurig gewesen.»

Und als er gegessen hatte, setzte sie sich ihm dicht gegenüber auf einen Stuhl. Sie legte ihm ihre grobe, rissige Hand auf den Kopf und machte, dass er ihr sein Gesicht zuwenden musste. «Sag mir jetzt alles, wie wenn ich deine Mutter wäre», bat sie eindringlich. «Es kann sein, was es will, du hast einen guten Willen bei mir. Wenn ich gestern früher dazugekommen wäre, hätte dir alles Böse nicht geschehen dürfen.»

Da erzählte er ihr unter Schluchzen und Weinen, wie er bloss dem armen Weihnachtsbäumchen aus Mitleid einen kleinen Gefallen habe tun wollen.

Sie bekam nun auch das Wasser in die Augen. «Ich glaub dir das», sagte sie. «Auch wenn es dir sonst kein Mensch glauben würde, ich weiss, dass du die Wahrheit sagst. Halt weil ich auch

einmal ein Kind gewesen bin. Und ich habe schon länger auf dich acht gegeben und etwas im Sinn gehabt. Von jetzt an bist du bei uns daheim.» – –

Nach einer kurzen Pause beschloss der Xaveri seine Erzählung mit den Worten: So hat der kleine Jaköbli an sich erfahren, dass man mit dem Gutmeinen nicht schlecht fährt, wenn man auch manchmal ein wenig darum leiden muss. Es ist ihm noch wohl gegangen im Leben. Er ist mit den Jahren ein starker Knecht und zum Ende ein Bauer geworden, und das Anni hat er als seine liebe Frau heimführen dürfen. Das Christbäumlein, um das er aus einem ungunstigen Haus in ein gutes gekommen ist, bewahrt er noch heute als Andenken auf, obwohl man keinen Staat mehr mit ihm machen kann. Vielleicht zeig ich es euch einmal, wenn ihr es sehen wollt. Denn der Jaköbli von damals bin ich, er ist in Wahrheit ein Xaveri gewesen. – Seid ihr jetzt zufrieden?»

Der Marktgang

von Alfred Hugenberg

Wir schlenderten gemächlich auf dem Viehmarktplatze hin und her und sahen da und dort einem Handel zu. Mit wachsender Unruhe und Besorgnis glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, dass es dem Vater gar nicht so recht daran gelegen sei, einen Ersatz für den «Schäck» zu kaufen. Er fragte wohl hier und da nach einem Preis, machte auch etwa ein bescheidenes Angebot, aber es ging alles bloss so nebenhin; es war mir immer, man müsste sich ganz anders ins Zeug legen. Als ich meinem Bedenken Ausdruck gab, meinte der Vater mit der grössten Gelassenheit: «Das kommt dann bei mir schon von selber, wenn's Zeit ist; aber man bleibt halt doch am besten bei seinem alten Glauben. Entweder ist für uns ein Schick da auf dem Platz, oder es ist keiner da. Das Springen und Hasten tut's nicht, der Schick muss einem sozusagen in die Hände laufen.»

Dieses Ereignis schien jetzt unversehens eingetreten zu sein. Ein rotbraunes Öchlein mit starker Blesse und abwärts gewachsenen Hörnern stach meinem Vater auf den ersten Blick in die Augen. «Ich glaube, da beissen wir an», sagte er leise zu mir, «mit einem Litzhorn bin ich noch nie schlecht gefahren.»

Es dauerte nicht lange, so war er mit dem Verkäufer des Tieres, einem wortkargen, badischen Bäuerlein, das aus einer schweren Hängepfeife Stinktabak rauchte, bis auf einen Napoleon um den Preis einig. «Wir lassen das Stierlein nicht fahren», flüsterte er mir verstohlen zu, «schon dem breiten Fressmaul zulieb und weil es mit unserm Bläss zusammen ein Paar gibt, wie gemalt.» Im gleichen Augenblick stellte er sich zu meiner Verwunderung, als ob er gar nichts mehr wissen wollte.

Er machte Miene, weiterzugehen und munkelte nur noch so über die Achsel hin: «Für ein Stierli, das mit Not sieben Zoll mehr als fünf Schuh Gurt hat, wären einundzwanzig und ein halber Napoleon allweg mehr als genug gewesen.» Da klang es plötzlich hinter uns wie aus der Wüste: «Wenn Ihr lügen wollt, so lügt doch wenigstens noch wie's da herum der Brauch ist! Wenn dieser Stier ein Haarbreit weniger misst als sechs Schuh, will ich mich ungespitzt in den Boden hineinschlagen lassen.»

Es war der Züngler, ein bekannter Zuredner, der ungerufen seinen Senf zu unserm Handel geben zu müssen glaubte. Mein Vater sah sich mit einem nicht besonders freundlichen Blicke nach ihm um. Hierauf nahm er kurzerhand das Messkettchen aus der Tasche und schickte sich an, den mit behaglicher Gleichgültigkeit wiederkäuenden Ochsen noch einmal unters Mass zu

nehmen. «Wenn er sechs Schuh misst, so zahl' ich die Zweiundzwanzig auf den Rappen genau heraus und dem Züngler noch einen Franken Trinkgeld dazu!», sagte er und tat so grossartig, als ob er ohne Not noch zwei, drei solcher Stierlein auszahlen könnte. Der Zungenwetzler bot ihm dienstfertig das Kettchen hinter den Vorderbeinen des Tieres durch und züngelte lebhaft dabei.

Wir mussten uns beim ersten Messen wirklich getäuscht haben; die Messkette gab dem Züngler auch bei einer nochmals wiederholten Probe recht.

Mein Vater war plötzlich sehr misslaunig geworden. «Also, zweiundzwanzig hab' ich gesagt», bestätigte er kurzangebunden, «aber nun ja oder nein! Ich handle sonst lieber, ohne dass ein Jagdhund dabei ist.» Der Bauer mit der Pfeife besann sich nur einen Augenblick; dann hielt er dem Vater gemächlich die rissige Hand hin: «Nanu, so wär' denn.»

Damit war der Rotspiegel endgültig in unserm Besitz. Ich wunderte mich billig, wie schnell alles gegangen war. Ohne dass ich recht wusste, was ich für ein Gesicht dazu machen sollte, hatte ich den schmutzigen, vielfach verknoteten Strick in den Händen und konnte zusehen, wie mein Vater dem verschmitzt lächelnden Züngler ein glänzendes Frankenstück in die Hand drückte. Darauf ging er mit unserm Braunen etwas abseits, um auf einem neben dem Marktplatz hinlaufenden Gartenmüerchen einige Fünflibertürmchen aufzubauen, die dann der andere gemächlich an sich nahm und verwahrte.

Nachher banden wir unsern Ochsen, wie das üblich ist, zu den übrigen verkauften Tieren an die Stange. Der Vater musterte und schätzte noch einmal mit Musse nach. Er war sichtlich mit dem Kauf zufrieden, konnte es aber nicht unterlassen, noch einmal die Messkette um das Tier zu schlagen. «Jetzt bekomm' ich wieder drei Zoll weniger», sagte er und tat sehr verwundert. Ein vorbeigehender Bauer sagte lachend, ob etwa der Züngler beim Handel gewesen sei. Wenn der halt seine zwei Hände mit unter der Schnur habe, sei ein Stierli immer ein paar Zoll dicker als sonst...

Mein Vater sagte nicht viel dazu. Er tätschelte unserm Ochsen, den er bereits endgültig «Spiegel» getauft hatte, den Hals und zeigte mir, wie lose und beweglich ihm die Haut auf den Rippen liege. «Da geht noch viel hinein», sagte er, «und die zehn Franken, die der Spiegel zuviel gekostet hat, kannst du ihm mit Striegel und Bürste anhängen. Eineweg wird es dir auch nicht am Fortkommen schaden, wenn du dir merkst, dass es auf der Welt noch mehr Züngler gibt, nicht nur diese.»

Kartoffelernte

von Alfred Huggenberger

September. Die Buchen am Waldrande ziehen gemach ihr buntes Herbstkleid an. Eichhörnchen wagen sich aufs offene Feld heraus; dem Lettenbirnbaum auf dem Hölzliacker gilt ihr zögernd gewagtes Werben. Sie zernagen und vergeuden frech die herrlichen Birnen, es ist ihnen ja nur um die braunen Kerne zu tun.

Ei sieh – was trottet dort für eine kleine Karawane mit Karst und Karren daher? Macht euch heim in euer Reich, ihr kleinen Schlemmer und Erzschemle! Jetzt wollen die ernten, die gesät haben !

Ja, da sind sie, Bauer und Bäuerin, Kind und Kegel. Da sind die rechtmässigen Eigentümer des Hölzliackers. Oder will sich so ein Eichhorn am Ende gar mucksen und auf sein Recht pochen? Augenblicks ginge ich heim, den Kaufbrief holen, um gutes Geld vom Notar mit Schnörkeln und

Siegel gültig gemacht. Es ist alles in der obersten Truhe der Kommode, ich wäre bald wieder da. So – da kannst du lesen, wenn du lesen kannst! Alles schwarz auf weiss! Im Jahr soundso. Von da an hat niemand auf dem Grenzacker einen Stein umkehren dürfen. Mein Vater kann aus ihm eine Wiese machen, eine Weizenmauer, ein Haberfeld, einfach, was ihm beliebt. Und es mag einer zehnmal beim Vorbeigehen die Nase rümpfen und sagen: Was liegt an so einer abseitigen Hungerzelg, wo sich Füchse und Hasen Gutnacht wünschen? Er beweist damit nur, dass mit ihm nicht viel los ist. Mein Vater hat gesagt: Es kommt nicht darauf an, wo und wie ein Acker ist, es kommt darauf an, ob er einem andern gehört oder mir.

Was wahr ist, muss man wohl gelten lassen: Der Herbst hat unserm Hölzliacker recht unerfreulich zugesetzt. Er hat allen Sommerhochmut von sich tun müssen. Die Kartoffelstauden sind gelb und lebensmüde geworden; viele sind sogar schon eingetrocknet. Arme Herrlichkeit, was ist aus dir geworden? Was ist als Lohn für unsere saure Arbeit geblieben?

Wart nur erst, bis die blanken Kärste ihr Werk tun! Jeder Streich, der die scheinbar brache Erde aufbricht, bringt ein Wunder zutage: aus jeder Samenknolle sind zehn und mehr geworden, aus klein gross, aus verschrumpft glatt und neu. Wie sie herauskugeln, so recht kartoffelmässig eigensinnig in Form und Grösse! Die eine Staude schenkt erstaunlichen Überfluss, die andere hat sich scheinbar weniger Mühe gegeben. Aha – eine angenagte Schale: Da ist ein Mäuslein zu Gast gewesen! Auch allerlei wunderliche Gebilde kommen zum Vorschein. Hier ein Mann mit drei Köpfen, aber ohne Beine; da eine Wurst, auf der einen Seite hat sie ein richtiges Menschengesicht mit Augen, Nase und Mund, auf der andern ein zierliches Sauschwänzlein. Dann wieder kommt eine Glücksknolle heraus, oder es sind gleich drei ganze Persönlichkeiten als Drillinge miteinander verwachsen. Wir Kinder legen eine kleine Sammlung an, die uns viel Kurzweil macht. Jeder neue Fund wird von seinem Entdecker als Eigentum angesprochen. Wie lustig, wenn man so ganz in vollem Ernst sagen kann: Morgen verschmause ich eine kartoffelne Wurst – morgen werde ich ein Menschenfresser!

Langsam aber sicher wächst die Zahl der gefüllten Säcke. Sie stehen schön in Reih und Glied, der Stolz und die Freude des milden Septembertages, der Stolz und die Freude des braven Ackers. Der graue Grenzstein vergisst nicht, sich auf den Segen seiner Feldbreite auch etwas zugute zu tun. Wenn er zählen könnte, so dürfte er mit gleicher Genugtuung wie wir feststellen, dass unser Nachbar Stoller, der mit seinem Völklein auf dem Langacker drüben schafft, vier Säcke weniger hat.

Und nun kommt der Höhepunkt des Tages: Wir dürfen die dürren und welken Stauden zusammentragen, der alte Brauch des Herbstfeuers soll nicht abgehen. Unter Jubel und Hallo werden im nahen Holz Falläste und dürres Reisig gesammelt, ein ganzer Stoss. Stollers dünne Rauchsäule soll sich neben der unsern nicht melden, bei uns müssen ganze Wellen emporsteigen. Und eine richtige Dauerglut muss entstehen: gibt es auf Erden etwas Feineres als die ersten Bratkartoffeln aus dem Ackerfeuer? Und gehört es nicht zum Herbsttag wie die ziehenden Vögel, dass von jeder Zelg die Wolke eines Dankopfers aufsteigt? Auch der Hölzliacker hat wahrhaftig seine Schuldigkeit getan, es soll ihm nichts abgehen an Ehren, wenn er auch vor heimlicher Wonne fast nicht weiss, was er für ein Gesicht machen soll.